

Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Progymnasiums
zu Lauenburg in Pommern. — Ostern 1886.



Gedanken und Skizzen

aus einigen

Schriften Lucians

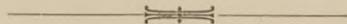
für

Schüler der oberen Gymnasialklassen

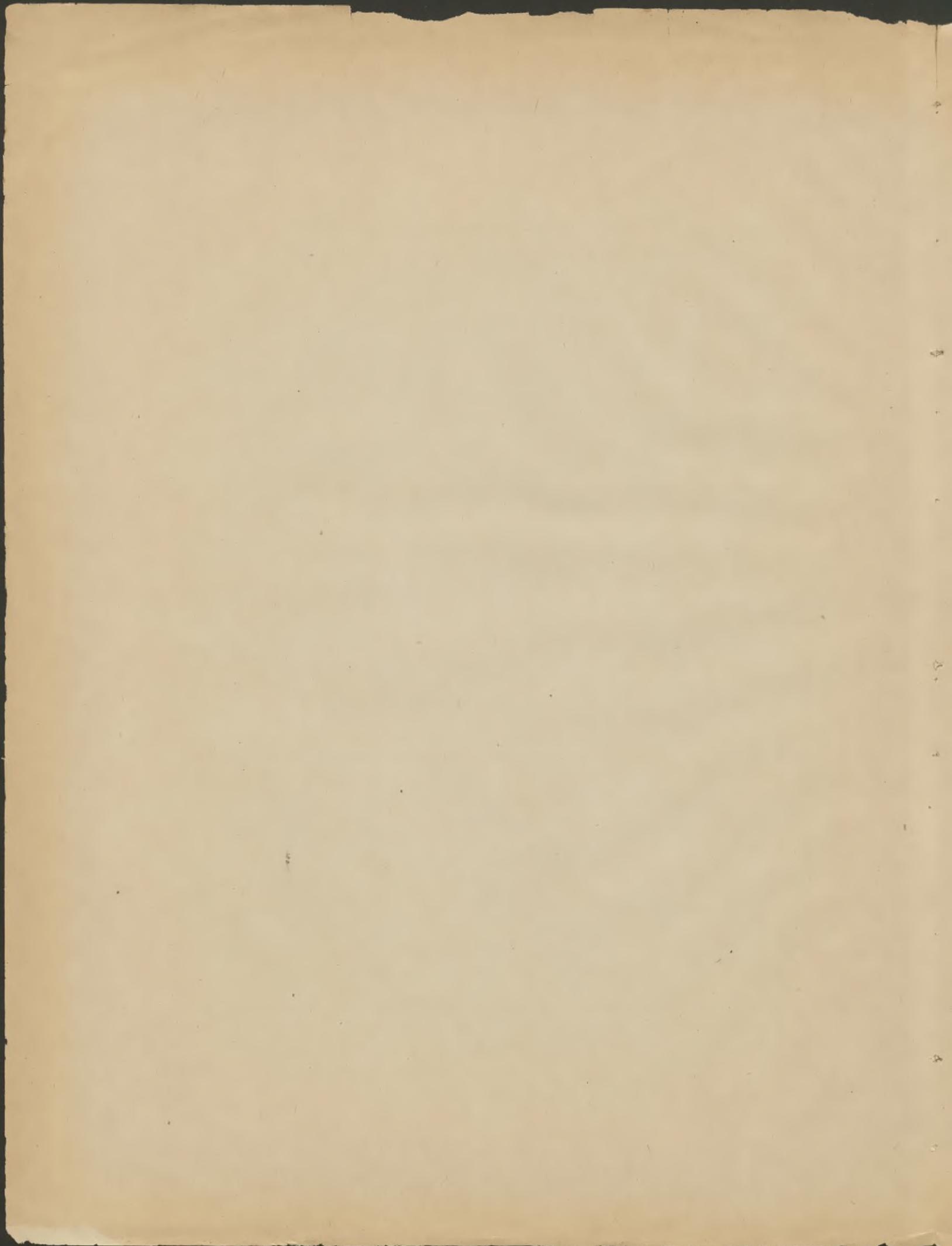
zusammengestellt und erläutert. I. Teil.

Von

Oberlehrer Dr. Dietrich.



Lauenburg i. P.,
Druck von Paul Schweichler.
1886.



Vorwort.

Auf manche trefflichen Erzeugnisse der griechischen Litteratur muss der Unterricht auf den Gymnasien Verzicht leisten. Der Schüler lernt nur wenige von den herrlichen Dramen kennen, die gedankenreiche Lyrik bleibt ihm meist gänzlich verschlossen und auch der Kreis der für die Klassenlektüre zulässigen Prosaiker wird immer mehr verengert. Wer möchte diese Beschränkung mit Rücksicht auf die Ziele, welche dem Gymnasium gesteckt sind, nicht als notwendig anerkennen? Aber wer möchte auch zugleich leugnen, dass mancher der jetzt nur noch selten auf den Schulen gelesenen Schriftsteller von nicht zu unterschätzendem Werte ist? Dem strebsamen Schüler, der im Unterrichte ein reges Interesse für die hohe Schönheit der griechischen Litteratur gewonnen hat, wird es daher vielleicht willkommen sein, wenn ihm Gelegenheit geboten wird, sich auch mit einem und dem anderen Autor bekannt zu machen, welchen er durch die Klassenlektüre nicht kennen lernt. Wenn ich, durch diese Beweggründe geleitet, eine Reihe besonders interessanter Gedanken und Skizzen aus dem Lucian für die Schüler der oberen Klassen zusammengestellt habe, so bin ich mir wohl bewusst, dass gerade dieser Schriftsteller noch immer in den Bann gethan ist. Wohl bin auch ich der Meinung, dass Lucian auf der Schule nicht zu lesen ist, aber doch nur, weil er kein klassisches Griechisch schreibt. Ich kann jedoch dem Urteile jenes verdienstvollen Schulmannes nicht beistimmen, der auf der 9. pommerschen Direktoren-Konferenz in seinem so schätzenswerten Referate über die griechische Lektüre auf Gymnasien erklärte: „Ich meine, dieser zwar geistvolle, aber negativ gerichtete Spötter, welcher nicht aufbaut, sondern niederreisst, welcher nicht die Blüte, sondern den Verfall des antiken Lebens darstellt, ist unbedingt von der Schule auszuschliessen.“ Noch viel schärfer drückt sich der Korreferent aus: „Von Lucian wird man kaum behaupten wollen, dass er zur Förderung der Sittlichkeit und zur Bildung des Gemütes der Jugend wesentlich beitragen könne, und warum sollen sich an ihm und an Plutarch unsere Schüler auch noch ihr Griechisch verderben?“ Ich hatte bereits meine Abhandlung beendet, als mir die Verhandlungen der 9. pommerschen Direktoren-Konferenz in die Hände kamen. Ich überlegte, nachdem ich jene Urteile gelesen, noch einmal reiflich, ob nicht vielleicht Vorliebe für den Autor mich hätte übersehen lassen, dass er für die Moral und die Gemütsbildung der Jugend verderblich sei. Aber ich fand keinen Grund seine wertvollsten Schriften den Schülern vorzuenthalten, es sei denn dass man auch vor Shakspeares Dichtungen warnte, weil nicht alles in den Werken des grossen Dramatikers dem ästhetischen Geschmacke und der sittlichen Anschauung unserer Zeit entspricht. Lucian ist kein kalter, herzloser Spötter, der nur an dem Niederreißen des Bestehenden Freude findet. Vielmehr können wir dem Manne unsere Bewunderung nicht versagen, welcher mitten in der Entartung und Sittenverderbniss des 2. Jahrhunderts nach Chr. für Recht und Wahrheit kämpft. Seine Begeisterung für die edelsten Güter der Menschheit sowie sein Hass gegen alles Scheinwesen lassen ihn als einen aufrichtigen Freund und trefflichen Führer der Jugend erschei-

nen. Dass aber auch die seltene Anmut und Feinheit der Darstellung, das geistreiche, beständig wechselnde Spiel der Phantasie sehr wohl im stande ist, einen unwiderstehlichen Zauber auf die jugendlichen Gemüter auszuüben, das werden, so hoffe ich, die folgenden Zeilen darthun. Ich wollte darin nicht etwa einen gelehrten Kommentar zu Lucians Schriften liefern, sondern durch eine möglichst anschauliche Zusammenstellung ihrer Hauptgedanken den Schülern jenen Genuss bereiten, welchen die Bekanntschaft mit einem feingebildeten, edlen Geiste ja stets gewährt.

I.

καὶ τοίνυν κατὰ τοῦτον τὸν ὄνειρον ὑμῶν διηγησάμην ἐκείνου ἕνεκα, ὅπως οἱ νέοι πρὸς τὰ βελτίω τρέπονται καὶ παιδείας ἔχονται.

Lucians „Traum.“*)

Lucian stammte aus der syrischen Stadt Samosata und lebte zur Zeit der Antonine und des Commodus, etwa 120—200 n. Chr. Früh schon widmete er sich der Rhetorik, die damals der Inbegriff aller höheren Bildung war, beschäftigte sich später eifrig mit Philosophie und erwarb sich, getrieben von regem Wissensdrange, besonders in Athen, dem Sitze der Wissenschaften, vielseitige Kenntnisse. Ganz besonderen Ruhm erlangte er durch die Erfindung und Ausbildung des satirischen Dialoges und starb hochbetagt als angesehenen römischer Beamter in Aegypten. Von höherem Interesse aber als dieser kurzgefasste Lebensabriss des Schriftstellers ist sein eigener ausführlicher Bericht über einen wichtigen Moment seiner geistigen Entwicklung, der ihn für immer den wissenschaftlichen Studien gewann.

Lucian war, so erzählt er uns im „Traum,“ 15 Jahre alt und hatte soeben die Schule verlassen. An die Eltern trat nun die bedeutsame Frage heran, was der Knabe werden sollte, und man beschloss im Familienrate, ihn ein Handwerk erlernen zu lassen, mit der sehr einleuchtenden Begründung: *εἰ δέ τινα τέχνην τῶν βαναύσων τούτων ἐμάθοιμι, τὸ μὲν πρῶτον εὐθὺς ἂν αὐτὸς ἔχειν τὰ ἀροκοῦντα παρὰ τῆς τέχνης καὶ μηκέτ' οἰκόσιτος εἶναι τηλικούτος ὢν, οὐκ εἰς μακρὰν δὲ καὶ τὸν πατέρα εὐφρανεῖν ἀποφέρων αἰεὶ τὸ γινόμενον.* Das heisst nach Wielands klassischer Uebersetzung: „Wenn ich ein Handwerk lernte, so würde ich mich gar bald durch meine Kunst selbst ernähren können und nicht nötig haben, so ein grosser Bursch als ich schon sei, des Vaters Brot zu essen, ja es würde nicht lange währen, so würde ich meinem Vater selbst zum Troste sein und ihn durch meinen Erwerb unterstützen können.“ Da nun der Onkel Bildhauer war und man überdies in den Spielen des Knaben eine nicht geringe Gestaltungsgabe zu erkennen glaubte, so wurde Lucian zum Bildhauer bestimmt. Bereitwillig fügte er sich diesem Beschlusse, zeigte sich aber gleich anfangs zu der leichtesten Arbeit so ungeschickt, dass ihn der Oheim mit Peitschenhieben davonjagte. Diese erste bittere Erfahrung erfüllte das Herz des Knaben mit tiefer Betrübniß, und bange Sorgen um seine Zukunft ängstigten ihn während der folgenden Nacht. Da nahte sich, die Kämpfe in seinem Innern treu widerspiegelnd, dem Schlafenden ein Traumbild. Wie einst dem Herakles die Tugend und das Laster, so erschienen ihm die Bildhauerkunst und die Gelehrsamkeit in Gestalt zweier Weiber, die schon in ihrem Aeusseren völlig verschieden waren. Wie der Onkel selbst aussah bei der Arbeit, die Hände voller Schwielen, den Körper über und über mit Staub bedeckt, so erschien die Bildhauerkunst. Durch feine Gesichtsbildung hingegen, edlen Anstand und reinliche Kleidung zeichnete sich die Gelehrsamkeit aus. Bald erhob sich zwischen beiden ein heftiger Kampf um den Besitz des Knaben. Zuerst suchte die Bildhauerkunst ihn für sich zu gewinnen, und die Hoffnung, einst den Ruhm grosser

*) Bei meinen Citaten aus Lucian habe ich zu Grunde gelegt: Ausgewählte Schriften des Lucian von Julius Sommerbrodt. 2. Auflage. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung. 1869—1878.

Meister zu erreichen, sowie die verlockende Aussicht auf ein gutes Auskommen machten einen tiefen Eindruck auf sein jugendliches Gemüt. Vielleicht hätte ihn selbst die pöbelhafte Sprache der Bildhauerkunst nicht zurückgeschreckt, wenn nicht durch überzeugende Gründe die Gelehrsamkeit einen glänzenden Sieg davongetragen hätte. Sie entwirft dem Zweifelnden ein Gemälde des traurigen Daseins, welches ihm als einem Jünger der Bildhauerkunst beschieden sei. Ohne höheres Streben und innere Befriedigung wird er sich mit seiner Hände Arbeit den Lebensunterhalt erwerben. Ein machtloses Werkzeug in der Hand jedes wissenschaftlich gebildeten Menschen, ohne Einfluss und Ansehen bei Freund und Feind, wird er, selbst wenn ihm der Ruhm eines Phidias oder Polycleitos bestimmt wäre, vergebens versuchen, sich eine angesehene Stellung zu erringen. Dagegen verheißt die Gelehrsamkeit ihrem Zöglinge zwar nicht vergängliche Schätze, wohl aber umfassende Kenntniss alles Wissenswerten, ein tugendhaftes Herz und jene wunderbare geistige Klarheit, die mit prophetischem Blicke selbst in die Zukunft zu schauen vermag. So wird er, eines unberühmten Mannes Sohn, unsterblichen Ruhm erlangen wie Demosthenes oder Socrates, der weiseste und edelste aller Menschen. Ohne Besinnen entschied sich Lucian für die Gelehrsamkeit. Diese hieß ihn zum Lohne für seinen weisen Entschluss einen mit geflügelten Pferden bespannten Wagen besteigen und fuhr mit ihm in die Lüfte empor. Von der Höhe herab streute er wie einst Triptolemos, der Liebling der Ceres, die Samenkörner der Weisheit und Bildung aus über die unendliche Menge von Städten, Völkern und Reichen, die tief unten zu seinen Füßen lagen. So empfand er zum ersten Male im Traume das Glück, ein Lehrer und Wohlthäter der Menschheit zu sein.

Der jugendliche Leser fühlt gar bald, dass ihm ein wohlwollender Menschenfreund den Weg zu hohen Zielen zeigt, die freilich ohne Irrtümer und schwere innere Kämpfe nicht zu erreichen sind. Lucian selber hat lange vergeblich nach der wahren Weisheit geforscht, bis ein wunderbarer Zufall Licht und Klarheit über sein geistiges Auge verbreitete. Davon soll der nächste Abschnitt berichten.

II.

„Hoch auf steilem Fels
Thronet auf unnahbaren Höh'n, so heisst es, die Tugend;
Tiefe Stille ruht über jenem heil'gen Raum.
Wen'ge nur schauen der Tugend reines Antlitz;
Denn ringend in Schweiss und Mühsal
Steigt der Mensch den Pfad empor,
Der zu ihrem Reich einführt.“

Simonides. Uebersetzt von Karl Bruch.

Einst hatte sich Lucian, so erzählt er uns in seinem Nigrinus, nach Rom begeben, um einen Augenarzt aufzusuchen. Er benutzte die Gelegenheit, die Bekanntschaft des platonischen Philosophen Nigrinus zu machen, ohne zu ahnen, welche entscheidende Wendung in seiner geistigen Entwicklung die Unterredung mit diesem merkwürdigen Manne herbeiführen sollte. Ein Blick in das stille Gemach des Gelehrten genügte, erkennen zu lassen, dass man einem wahren Weltweisen und ernststen Denker gegenüberstand. Lucian traf ihn mit einem Buche in der Hand, rings von den Büsten berühmter Männer der Vorzeit umgeben. Vor ihm stand auf einem Tische neben einer mit geometrischen Figuren beschriebenen Tafel eine Kugel aus dünnen Rohrstäbchen, die das Welt-system darstellte. Und das alles war kein leeres Schaugepränge und listiges Gaukelspiel; denn die Bildung hatte sein ganzes Wesen durchdrungen. Das bekundete sein freundliches, leutseliges Betragen und die weisen Worte, die seinem beredten Munde entströmten. So gewaltig war ihre Wirkung, dass sie wie der Lotosblume sanfter Zauber, wie

der Sirenen verlockender Gesang das Herz des Zuhörers gelangen nahmen: *ὁ δὲ ἀρξάμενος — — — — καὶ τὴν ἑαυτοῦ γνώμην διηγείσθαι τοσαύτην τινά μου λόγων ἀμβροσίαν κατεσκέδασεν, ὥστε καὶ τὰς Σειρήνας ἐκείνας, εἴ τινες ἄρα ἐγένοντο, καὶ τὰς Κηληδόνας καὶ τὸν Ὀμήρον λοιτὸν ἀρχαῖον ἀποδείξει οὕτω θεοπείσια ἐφθέγγατο.* Und dieser edelste und weiseste aller Menschen lebte in Rom, der verderbtesten Stadt des Erdkreises im 2. Jahrhundert n. Chr., dem geeigneten Aufenthaltsorte für feile Sklaven, Schmeichler und Diener der Wollust: *μεστὰὶ γὰρ αὐτοῖς τῶν φιλιᾶτων πᾶσαι μὲν ἀγναιί, πᾶσαι δὲ ἀγοραί· πάρεστι δὲ πάσαις πύλαις τὴν ἡδονὴν καταδέχεσθαι, τοῦτο μὲν δι' ὀφθαλμῶν, τοῦτο δὲ δι' ὠτῶν τε καὶ ῥινῶν, τοῦτο δὲ καὶ διὰ λαιμοῦ καὶ ἀφροδισίων.* Wohl kannte Nigrinus die grossen Vorzüge Athens, dessen Bewohner bei Weltweisheit und Armut aufwuchsen, wohl wusste er, dass es für einen Philosophen keinen angenehmeren Aufenthaltsort geben könne, als die denkwürdige Stätte, wo einst Socrates und seine grossen Schüler Plato und Aristoteles lehrten: dennoch hatte er, freilich nach schweren inneren Kämpfen, beschlossen, in Rom zu bleiben, sich in sein Haus einzuschliessen und ein Leben zu führen, in welchem die Philosophie, Plato und die Wahrheit seine tägliche Gesellschaft waren. Denn er sah ein, dass die Grossstadt mit ihren Lästern und Thorheiten eine treffliche Kampfschule für die Tugend, ein Prüfstein der Charakterfestigkeit sei. Hier, wo die Verführung in jeglicher Gestalt an den Menschen herantritt, muss er entweder unbeugsame Willenskraft zeigen oder in dem ewig schlammigen Strome des Verderbens untergehen: *οὐ γὰρ μικρὸν ἀντισχεῖν τοσαύταις μὲν ἐπιθυμίαις, τοσοῦτοις δὲ θεάμασι τε καὶ ἀκούσμασι πάντοθεν ἔλκονσι καὶ ἀντιλαμβανομένοις, ἀλλ' ἀτεχνῶς δεῖ τὸν Ὀδυσσεῖα μιμησάμενον παραπλεῖν ἀνὰ μὴ δεδεμένον τῷ χεῖρει, δειλὸν γάρ, μηδὲ τὰ ὅτι κηρῶ φραξάμενον, ἀλλ' ἀκούοντα καὶ λελυμένον καὶ ἀληθῶς ὑπερήφανον.* Nirgends auch hatte Nigrinus die vergänglichen Gaben Fortunae herzlicher verachten gelernt als in Rom, wo er wie in einem erschütternden Drama den schnellen Umschwung menschlichen Glückes genugsam beobachtet hatte. Reiche Gelegenheit hatte er gehabt, von seinem stillen Hause aus das gedankenlose Treiben der Menschen mit anzusehen, die, uneingedenk ihrer hohen Bestimmung, wie in einem tollen Karneval dahinrasen. So entwirft er denn seinem erstaunten Zuhörer Lucian anschauliche Bilder menschlicher Thorheit und Schwäche, die nicht zum geringsten Teile auch auf unser Zeitalter passen. Sieh' jenen Emporkömmling, der sich wie ein Pfau spreizt in der purpurverbrämten Tunika. Wie unabsichtlich streckt er die Finger weit vor, damit die goldenen Ringe jedermann in die Augen fallen, und setzt seinen Stolz darin, sich stets von einem Schwarme armseliger Schmeichler umgeben zu sehen. Denn all' seine Pracht und Herrlichkeit ist wertlos für ihn, wenn niemand da ist, der sie bewundert. Auf welche trostlose Öde in seinem Innern lässt ein solches Gebaren schliessen! An Leuten seines Schlages ist fürwahr auch bei uns kein Mangel. Und jene halbgebildeten Aferphilosophen, welche die Tugend und Mässigung im Munde, masslose Geldgier und knechtische Unterwürfigkeit im Herzen führen, finden nicht auch sie in der Gegenwart ihr würdiges Abbild? Wie unendlich hoch steht doch über solchen Sklaven niedriger Leidenschaften ein wahrhaft weiser Mann! Aufopfernd für seine Mitmenschen, anspruchslos für sich selbst, so weiss er Lehre und Leben in schönsten Einklang zu bringen und ist durch die Ruhe und Heiterkeit seiner Seele sowie durch sein mildes, gewinnendes Wesen allen denen, die ihm nacheifern wollen, ein glänzendes Vorbild. Lächeln würde ein solcher edle Mensch, könnte er auf das Getümmel hinabschauen, welches unaufhörlich die Strassen der volkreichen Stadt durchwogt. Wie stösst und drängt sich alles zu den zahlreichen Vergnügungen! Eine dichte Menschenmasse strömt nach dem Theater, ein anderer nicht minder grosser Strom flutet nach dem Circus oder findet sein Vergnügen an dem sinnlosen und unnatürlichen Treiben in den üppigen Bädern. Wohl gewährt dies buntbewegte Leben dem denkenden Geiste des Philosophen ein unterhaltendes Schauspiel, aber zugleich empfindet doch seine grosse Seele ein tiefes Weh über die Verblendung der Menschen, die er so gern vor dem sittlichen und geistigen Untergange bewahren möchte. Er gedenkt der bitteren Reue, die jene

Unglücklichen einst empfinden werden, wenn sie zu spät erkennen, dass ihr ganzes Leben verfehlt war.

Das war ungefähr der Gedankenkreis, in welchen des Nigrinus hinreissende Beredsamkeit seinen Zuhörer bannte. In eine völlig fremde Welt glaubte sich Lucian versetzt, da er aus dem Munde des erfahrenen Lehrers vernahm, wie der Weise alles, was der grosse Haufe zu den höchsten Gütern zählt, als wertlose, verächtliche Dinge betrachtet. Kaum vermag der dankbare Schüler die reine Freude und das Entzücken zu schildern, welches er in jener denkwürdigen Stunde empfand. Mit wachsendem Staunen hatte er dem Nigrinus zugehört, in beständiger Furcht, der beredte Mund möchte plötzlich verstummen. Und als dies wirklich geschah, da schaute der Beglückte, in tiefes Schweigen versunken, lange Zeit wie bezaubert den Weltweisen an. Dann aber bemächtigte sich seiner eine gewaltige Erregung. Schwindel erfasste ihn, und der Schweiss trat aus allen Poren hervor. Er wollte sprechen, aber die Stimme versagte ihm, und nur ein Strom von Thränen gab Kunde von seiner innersten Empfindung. Nigrinus hatte als ein guter Schütze ihn gleichsam mitten durch die Seele geschossen. Aber es war ein süsser Schmerz, den er empfand, ein Schmerz, der seinem Auge Thränen der Wollust entlockte und ihn den Homerischen Vers ausrufen liess:

βᾶλλ' οὕτως, αἶ κέν τι φῶς ἀνδρεσσὶ γένηαι (Hom. II. VIII, 282),

der hier den Sinn hat: „Triff so fort und bringe den Menschen Heil und Errettung.“

Wer vermöchte wohl nach der vorstehenden Betrachtung die aufrichtige Sorge Lucians für das Wohl der Menschheit und die Lauterkeit seiner Gesinnung in Frage zu stellen? Wie ein Priester der Wahrheit und der edelsten Humanität erscheint uns der vielfach verkannte Schriftsteller. Alles, was er jenen Philosophen sagen lässt, ist seine eigene Ueberzeugung; denn Nigrinus ist höchst wahrscheinlich nur ein erdichteter Name. Wohl könnte man sich wundern, dass hier, wo die höchsten Fragen erörtert werden, welche die Menschheit bewegen, die Religion ganz aus dem Spiele bleibt. Das Rätsel löst sich jedoch, wenn wir uns daran erinnern, dass gerade, als Lucian lebte, der Bruch der alten und neuen Zeit, des sinkenden Heidentums und des beginnenden Christentums, offen zu Tage trat. An die Stelle des verschwundenen Götterglaubens war auch bei unserem Schriftsteller noch kein reiner und würdiger Gottesbegriff getreten. So sehnte sich seine Seele nach Erlösung aus den Wirrnissen einer glaubens- und ideallosen Zeit, ohne zu erkennen, dass in der verjüngenden Kraft des Christentums bereits das Heil für die Menschheit herangebrochen sei. Unzweifelhaft aber gehört er zu denjenigen Männern, die durch Verbreitung der edelsten Grundsätze dem Christentum den Boden bereitet haben. Daher gilt auch von ihm, was die Engel von Faust sagen:

„Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen;
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teil genommen,
Begegnet ihm die selige Schar
Mit herzlichem Willkommen.“

III.

Περὶ Χάρωνος δὲ οὐδὲις λόγος.

Lucians „Charon.“

Dem Gedanken, dass das Leben und Treiben der Menschen einer ruhelosen Jagd nach dem Glücke gleicht, ist in alter und neuer Zeit, in Wort und Bild, oftmals Ausdruck gegeben worden. Verschiedentlich kehrt er auch in Lucians Schriften wieder; denn

auch ihn beschäftigte lebhaft jener geheimnisvolle, dämonische Zug in der menschlichen Natur, der trotz der Kürze des Lebens, trotz aller Unbeständigkeit irdischen Glückes die Herzen immer wieder den vergänglichen Gütern zuwendet. Schon Nigrinus hatte dem grossen Rätsel nachgesonnen. Sein Gesichtskreis blieb jedoch ein beschränkter, da er nur die eine Stadt Rom umfasste. Welche reiche Erfahrung aber vermöchte der zu sammeln, dem es vergönnt wäre, von unermesslicher Höhe herab den ganzen Erdkreis zu überblicken! Dies Wunder bewerkstelligt Lucian in seinem „Charon“ durch den unerschöpflichen Reichtum seiner Phantasie und entwirft dem erstaunten Leser ergreifende Bilder jähren Schicksalswechsels. Was thut es, dass die Götter, welche hierbei handelnd auftreten, nur Karrikaturen der Homerischen sind und eben nur als Mittel zum Zwecke dienen? Da sie für unseren Schriftsteller kein Gegenstand religiöser Verehrung mehr waren, stand es ihm frei, im Interesse seiner Lehre und Kunst ganz nach Belieben mit ihnen zu schalten.

Aus der Unterwelt steigt Charon an das Tageslicht empor, jener gefürchtete Fährmann, der die Toten über die grausige Flut des Acheron in Hades' Schattenreich geleitet. Schon immer war es ihm seltsam erschienen, dass keiner der Verstorbenen trockenen Auges von dem Leben Abschied nahm, als sei ein jeder von ihnen ein Günstling des Glückes gewesen. Um sich nun zu überzeugen, was für Dinge es seien, deren Verlust sie da unten so bitter beweinten, ist er ganz gegen seine sonstige Gewohnheit auf die Oberwelt emporgestiegen. Niemand war geeigneter, ein gerechtes Urteil über den Wert der Erdengüter zu fällen als er, vor dem der Reichste und Ärmste gleich elend sind, wenn sie am Ufer des Acheron der Überfahrt harren. Zum Glück begegnet er dem Götterboten Hermes, der ihm die Seelen der Verstorbenen zuführt. Als Vermittler zwischen Zeus und den Menschen ist dieser auf Erden wohl bewandert und erklärt sich gern bereit, dem Charon zur Erreichung seiner Absicht behülflich zu sein. Beide gemeinsam türmen nun zwei mächtige Berge, den Ossa und Pelion, übereinander und setzen, als auch das nicht genügt, noch den Oeta und Parnass darauf. Da vermag der erstaunte Fährmann den ganzen Erdkreis zu überschauen. Aber gar winzig erscheint ihm alles: den Ocean sieht er für einen grossen Sumpf an, die menschlichen Wohnhäuser erscheinen ihm wie Höhlen, und die Menschen selber vermag er kaum zu erkennen. Hermes muss erst durch einige Homerische Verse wie durch eine Zauberformel seine Sehkraft schärfen:

*ἀχλὺν δ' αὖ τοι ἀπ' ὀφθαλμῶν ἔλον, ἣ πρὶν ἐπῆεν,
ὄφρ' εὖ γινώσκῃς ἡμῶν θεὸν ἠδὲ καὶ ἄνδρα.*
(Hom. Jl. V, 127 f.)

Unverkennbar liegt auch diesem scherzhaften Gedanken der tiefste Ernst zu Grunde. Wie sollte doch der Mensch seiner Schwäche stets eingedenk sein, er, der in dem unermesslichen Weltall fasst völlig verschwindet und nur ein Pünktlein in der Schöpfung ausmacht! Und doch, wie stolz schreitet er einher und dünkt sich der Herr der Erde zu sein! Nirgends war die Ironie des geistvollen Lucian mehr am Platze als hier, wo es galt, den grellen Widerspruch zwischen menschlicher Ohnmacht und Überhebung aufzudecken, und die lebensvollen, wahrheitsgetreuen Szenen, die sich nun vor den Augen Charons abspielen, sind ganz darnach angethan, auch den stolzesten Erdenbewohner zur Demut und Selbsterkenntnis zu mahnen.

Auf der Höhe seines Ruhmes stehend erscheint der gewaltige Athlet Milon; soeben rauscht ihm im Stadium der laute Beifall des versammelten Griechenvolkes entgegen. Trotzend auf seine fasst übermenschliche Körperkraft, glaubt er, dass sie unvergänglich sein werde wie sein Ruhm. Aber gewaltiger als die Stärke des Crotoniaten ist die Macht des alles bezwingenden Todes und Charons, seines getreuen Fährmanns. Wie lächerlich musste diesem der ganze Vorgang da unten erscheinen, wenn er daran dachte, dass Milon gar bald, nachdem ihm der Tod ein Bein gestellt, seinen Nachen besteigen werde! Die Ironie seiner Worte lässt die Furchtbarkeit des Gedankens nur noch deutlicher her-

vortreten: καὶ πόσω δικαιότερον ἂν ἐμέ, ὃ Ἑρμῆ, ἐπαινοῖεν, ὅς αὐτόν σοι τὸν Μίλωνα μετ'ὀλίγον ξυλλαβῶν ἐνθῆσομαι ἐς τὸ σκαφίδιον, ὅποταν ἦκη πρὸς ἡμᾶς ὑπὸ τοῦ ἀναλωτάτου τῶν ἀνταγωνιστῶν καταπαλαισθεὶς τοῦ Θανάτου μηδὲ ξυνεῖς, ὅπως αὐτὸν ὑποσχελίζει; Nach welchem Punkte der Erde auch Hermes und Charon ihre Blicke richten, überall zeigt sich ihnen klar und deutlich:

οὐδὲν ἀκιδνότερον γαῖα τρέφει ἀνθρώποιο
πάντων ὅσα τε γαῖαν ἐπι πνεῖει τε καὶ ἔρπει.

(Hom. Od. 18,130 f.)

Denn nicht minder unbeständig als blühende Körperkraft sind Reichtum und Macht. Das kann dich das Beispiel des Cyrus lehren, der sich dort so selbstbewusst im Glanze seiner Majestät den Unterthanen zeigt. Medien, Assyrien und Babylonien liegen bezwungen zu seinen Füßen, und schon bereitet er sich zum Feldzuge gegen Lydien vor. Sein Feind aber, der reiche Lyderfürst Crösus, führt, auf goldenem Throne sitzend, in Sardes jenes denkwürdige Gespräch mit dem Athener Solon. Auf seine unermesslichen Schätze pochend, hält er sich für den Glücklichsten aller Sterblichen und rechnet dabei auf die Zustimmung des griechischen Weisen. Der aber, mit dem Unbestande irdischen Glückes wohl vertraut, vermag den König vor seinem Ende nicht glücklich zu preisen und lässt die ernste Mahnung an ihn ergehen: οὐδέπω οἶδα, ὃ Κροῖσε, ἦν μὴ πρὸς τὸ τέλος ἀφίκη τοῦ βίου· ὁ γὰρ θάνατος ἀκριβῆς ἔλεγχος τῶν τοιούτων καὶ τὸ ἄχι πρὸς τὸ τέρας εὐδαιμόνως διαβῶναι. Die kühne Antwort genügt, den Unwillen des Crösus zu erregen. Wie kann ein gewöhnlicher Sterblicher es wagen, ihm, dem mächtigen Beherrscher Lydiens, mit solchem Freimut die Wahrheit zu sagen! So rennt er denn blindlings in sein Verderben und rüstet sich, Solons Warnung verschmähend, zum Kriege gegen den Perserkönig Cyrus. Schon tragen seine Leute, ächzend unter der schweren Last, goldene Ziegel auf ihren Schultern nach Delphi, zum Dank für jenen zweideutigen und verhängnisvollen Orakelspruch Apollos. Und doch würde der Gewaltige erleichen, könnte er wie Hermes die untrügliche Stimme der Schicksalsgöttin vernehmen, die ihm weissagt, dass er in nächster Zukunft als Gefangener des Cyrus auf dem Scheiterhaufen stehen werde. Aber derselben Göttin Mund verkündigt auch zugleich das Ende seines Besiegers. Siehst du nicht dort auf schneeweissem Rosse die Scythenkönigin Tomyris heranreiten? Sie naht sich, der furchtbaren Rachegöttin gleichend, dem stolzen Herrscher Asiens und wird sein Haupt in einen mit Blut gefüllten Schlauch werfen lassen. Ein ergreifenderes Drama hat nie der Geist eines Dichters eronnen, als hier auf Erden sich abspielt. Crösus, der reichste Fürst, auf dem Scheiterhaufen, sein glücklicher Gegner Cyrus besiegt und grauenhaft zugerichtet von der nordischen Königin: wer möchte da wohl noch durch frevelhaften Übermut die Rache der Gottheit über sich heraufbeschwören? Und doch hat das Schicksal des persischen Königs seinen Sohn Cambyses nicht zu belehren vermocht, der dort so siegesbewusst einherschreitet. Unglücklicher, wahnbethörter Fürst, wie schnell würde sich dein Hochmut legen, wenn dir dein Schicksal bekannt wäre! Voll kühner Pläne wirst du gegen Lybien und Aethiopien ziehen, aber deine stolzen Heere werden von den Sandwehen verschüttet und durch Hunger vertilgt werden. Du selbst wirst in Wut und Raserei sterben, ein Opfer deiner schrankenlosen Begierden. Und soweit die beiden Götter von erhabenem Bergespitzel herab ihr Auge schweifen lassen, nehmen sie wahr, dass die Grossen dieser Erde am meisten dem jähen Schicksalswechsel unterworfen sind. Unverwandt ruht jetzt Charons Blick auf der lieblichen Insel Samos; denn aus der grossen Menge mächtiger Herrscher lenkt einer besonders seine Aufmerksamkeit auf sich. Wer ist es, der, prangend im Purpurgewande und dem goldenen Diadem, auf der Zinne seines Palastes steht

νήσω ἐν ἀμφιούτῃ; βασιλεὺς δέ τις εὔχεται εἶναι.

(Nach Hom. Od. I, 50 und Od. V, 450.)

Leicht errätst du es wohl, wenn du siehst, dass sein Koch ihm einen kostbaren Ring reicht, den er soeben in dem Magen eines Fisches gefunden hat. Es ist Polycrates,

der Fürst von Samos. Wie sollte er sich nicht glücklich preisen, wenn er das herrliche Eiland überschaut und in dem Hafen die stattliche Flotte erblickt, die ihm die Schätze fremder Länder zuführt? Aber vertraue nicht allzusehr dem Glücke, mächtiger König, das dir bisher so freundlich gelächelt hat! Erkennst du in jenem gleissnerischen Höflinge, der neben dir steht, wohl deinen Verräter? Blieb dir der grause Spruch aus dem Buche des Schicksals verborgen, dass du von deinem erbitterten Feinde einst an das Kreuz geschlagen werden wirst? Charon vermag seinen Spott nicht länger zu zügeln. Er ermuntert die Schicksalsgöttin, die Sterblichen nur wacker so weiter zu martern, *ὡς εἰδῶσιν ἄνθρωποι ὄντες*, und sie recht zu erhöhen, damit ihr Fall desto schmerzlicher sei. Mit bitterem Hohne fügt er hinzu: *ἐγὼ δὲ γελάσομαι τότε γνωρίσας αὐτῶν ἕκαστον γυμνὸν ἐν τῷ σαφιδίῳ μίτε τὴν πορφυρίδα μίτε πύραν ἢ κλίνην χρυσῆν κομίζοντας.*

Dramatisch lebendig spielen sich alle diese Ereignisse gleichsam vor unseren Augen ab, und jene allbekannten Erzählungen gewinnen in diesem Zusammenhange eine hohe Bedeutung. Sie veranschaulichen dieselbe ernste Lehre, welche auch der Grundgedanke der ergreifenden Verse aus Schillers „Braut von Messina“ ist:

„Mit der furchtbaren Stärke gerüstet
Führen sie aus, was dem Herzen gelüftet,
Füllen die Erde mit mächtigem Schall;
Aber hinter den grossen Höhen
Folgt auch der tiefe, der donnernde Fall.“

Wohl könnte das traurige Los der Herren der Erde die grosse Menge vor einem ähnlichen Schicksale bewahren. Aber mitten in dem rastlosen Treiben der Gegenwart bleibt ihnen keine Zeit übrig, an die Zukunft zu denken. Das würdest du klar erkennen, wenn es dir wie dem Charon vergönnt wäre zu sehen, wie die Menschen allerorten mit kühnem Selbstvertrauen dem Glücke nachjagen und alles wagen, wozu Wollust, Geiz, Neid und andere schlimme Leidenschaften sie antreiben. Stets schweben dabei Furcht und Hoffnung über ihren Häuptern, und man genießt nun ein seltsames Schauspiel. Denn kaum hat die Furcht die Menschen zu Boden geworfen, so naht sich ihnen süß schmeichelnd die Hoffnung. Und zwischen Furcht und Hoffnung schwanken zweifelnd die armen Sterblichen, bis der Tod ihren kühnen Wünschen und Plänen ein Ziel setzt. So ringt nach unerreichbaren Zielen das Menschengeschlecht. Charons Spott ist längst verstummt; er fühlt aufrichtiges Mitleid mit den Unglücklichen, möchte sie ermahnen, so zu leben, dass sie den Tod immer vor Augen haben, und ihnen zurufen: *ὦ μάταιοι, τί ἐσπουδάκατε περὶ ταῦτα; παύσασθε κάμνοντες· οὐ γὰρ εἰς αἰεὶ βιώσεσθε.* Doch Hermes weiss wohl, dass jeder Versuch zur Rettung vergeblich ist, und nur zu wahr sind seine Worte: *τοσοῦτω κηρῷ ἔβυσαν ἀνὰ (τὰ ὄτα), οἷόνπερ ὁ Ὀδυσσεὺς τοὺς εἰταίρους ἔδρασε δέει τῶν Σειρήρων ἀχροάσεως.* Die wenigen trefflichen Menschen, welche auf die Stimme der Vernunft hören, sind als lästige Tadler verhasst.

Vergänglich aber wie das Menschengeschlecht selbst sind auch seine stolzesten Werke. Vergebens forscht Charon nach dem berühmten Ninive, das doch für die Ewigkeit erbaut zu sein schien. Kaum kann man noch angeben, wo es gestanden hat. Verödet ist die Stätte von Mycenae, dem reichen Königssitze des Pelopidengeschlechtes, und fast möchte man Homer Vorwürfe machen, dass er seinem Ilios die stolz klingenden Beiwörter *ἰρή* und *εὐρύνγυια* gegeben hat. Alle jene vielbesungenen, sagenumwobenen Städte theilten das Geschick ihrer einstigen Bewohner.

Reich an Erfahrung, aber in wehmütiger Stimmung nimmt Charon von der Oberwelt Abschied, um weiter am Acheron seines traurigen Amtes zu walten. In tiefes Sinnen versunken, spricht er, leise vor sich hin murmelnd, beim Weggehen: *οἷά ἐσσι τὰ τῶν κακοδαιμόνων ἀνθρώπων!* — — — *περὶ Χάρωνος δ' οὐδεὶς λόγος.* Diese Worte heben den Grundgedanken der Schrift noch einmal scharf hervor und enthalten das strenge, aber gerechte Urtheil des Fährmanns über die Thorheit und Verblendung der Menschen.

IV.

τῶν δὲ φίλων εἰ μὲν τις ὄρᾳ μὲ τι δειλὸν ἔχοντα,
 ἀνχέν' ἀποστρέψας οὐδ' ἔσορᾶν ἐθέλει
 ἦν δέ τί μοι ποθεν ἐσθλόν, ἃ παντάκι γίνεται ἀνδρί,
 πολλοὺς ἀσπασμοὺς καὶ φιλόνητας ἔχω.

Theognis.

Es muss ein seltsamer Mensch gewesen sein, jener Timon von Athen, und gewiss gab es zur Zeit des peloponnesischen Krieges in der Hauptstadt Attikas keinen wirklicheren Gegensatz als ihn, den *Μισάνθρωπος*, und den leichtsinnigen, lebensfrohen Alcibiades, des Kleinias Sohn. Nur spärliche Berichte sind uns über sein Leben und seinen Charakter erhalten. Finsteren und verschlossenen Sinnes, verbannte er sich freiwillig aus der menschlichen Gesellschaft, und selbst seine Grabstätte erhob sich, für niemanden zugänglich, auf einer steilen Felsenklippe. Das ist in der Hauptsache alles, was wir von Timon wissen. Gerade das Lückenhafte der Überlieferung aber steigerte das Interesse an seiner Person. Was flosste dem Sonderlinge seinen unversöhnlichen Menschenhass ein? War es der Widerwille gegen den Leichtsinn und die Frivolität seines Zeitalters oder der Undank der Freunde, was ihn zu seinem verzweifelten Entschlusse trieb? Solche und ähnliche Fragen harren der Beantwortung, und so haben denn treffliche Menschenkenner des Altertums und der Neuzeit sich an der Lösung dieses Problemes versucht. Für Lucian konnte es nicht leicht einen geeigneteren Stoff geben. Denn dieser Schriftsteller verlangt, wie schon aus den vorigen Abschnitten zur Genüge hervorgeht, zuerst von dem Menschen, dass er mit Willensstärke jede niedrige Leidenschaft und unwürdige Regung seiner Seele nieder kämpfe. Dem Hasse aber gegen die Charakterlosigkeit und das Scheinwesen seiner Zeit beredten Ausdruck zu verleihen, dazu sollten ihm die wenigen vom Timon überlieferten Züge dienen. Wohl kein Zufall ist es, dass gerade der geistreiche nach jenem merkwürdigen Manne benannte Dialog Lucians dem grossen brittischen Dichter Anregung zu seinem vielbewunderten Drama „Timon von Athen“ gegeben hat. Ein genaueres Eingehen auf die Hauptgedanken der Schrift wird uns überzeugen, dass sie einer solchen Würdigung wohl wert war.

Auf der äussersten Spitze des attischen Ufers erblicken wir Timon, in ein Ziegenfell gehüllt und beschäftigt, den starren, unfruchtbaren Erdboden umzugraben. Doch still! Er ruht einen Augenblick von seiner mühseligen Arbeit aus und wendet zornentflammt sein Auge zum Himmel empor, gleich als wolle er gegen die Götter eine schwere Anklage erheben. Wirklich sind auch seine bitteren, vorwurfsvollen Worte gegen den Götterkönig selbst gerichtet: „Du, Zeus, dessen Allmacht die begeisterten Dichter preisend erheben, dessen weithin schallenden Donner und blendenden Wetterstrahl sie verherrlichen, hast du ganz plötzlich deiner göttlichen Macht dich begeben? Nicht ehemals warst du doch taub gegen Meineide und andere Laster der Menschen. Das Brüllen deines Donners erschreckte den Übelthäter, und dein zündender Blitzstrahl war für ihn bestimmt. Wie ganz anders ist das geworden! Belehrt mich doch mein eigenes Schicksal darüber, dass alle göttliche Gerechtigkeit aus der Welt verschwunden ist. Ich besass einst unerschöpflichen Reichtum, den ich dazu verwandte, Thränen des Kammers zu stillen und meinen Freunden so viel Gutes zu thun, dass ich selbst darüber zum Bettler geworden bin. Seit dem Zusammenbruche meines Glückes aber haben mich alle jene „guten Freunde“ treulos verlassen. Sie, die früher ihre Augen ehrfurchtsvoll vor mir niederschlugen, wenn sie mich trafen, gehen getzt teilnahmslos wie an dem verwitterten Denkmale eines längst vergessenen Toten an mir vorüber oder weichen ihrem ehemaligen Wohlthäter schon von ferne wie der Pest aus. Schau her, Olympier, wohin mich ihre Treulosigkeit gebracht hat! Mühselig verdiene ich mir meinen kärglichen Lohn und habe niemanden als diese öden Felsen, denen ich mein Leid klagen könnte.“

Wir vernehmen den Notschrei eines edlen, unschuldig leidenden Menschen, ähnlich jenen herzerreissenden Klagen, welche ein anderer Wohlthäter der Menschheit, Prometheus, in dem gleichnamigen Drama des Aeschylus zur Mutter Erde und der allsehenden Sonne emporsendet, da er von Zeus an den Kaukasus geschmiedet ist und ihm gefräßige Geier die Leber zerfleischen:

τοιόνδ' ὁ νέος ταγὸς μακάρων
ἔξῃρ' ἐπ' ἐμοὶ δεσμόν ἀεικῆ.
φεῦ φεῦ, τὸ παρὸν τό τ' ἐπερχόμενον
πήμα στενάχω, πῆ ποτε μόχθων
χρῆ τέρατα τῶνδ' ἐπιτεῖλαι.

(Dindorf poet. scen. Gr. Aesch. Prom. v. 96—100.)

Wie er sich nur der einen Ursache seiner Qualen bewusst ist:

θνητοῖς γὰρ γέρα πορῶν ἀνάγκαις ταῖςδ' ἐνέξενγμαι κάλας,

(Dindorf a. O. 107f.)

so hatte auch den Timon die Menschenliebe zu Grunde gerichtet: *χρησιότης ἐπέτριψεν αὐτὸν καὶ φιλανθρωπία καὶ ὁ πρὸς τοὺς δεομένους ἄπαντας οἶκος.* Gleich blutdürstigen Wölfen und hungrigen Raben waren die vermeintlichen Freunde über ihn hergefallen, hatten ihn ganz und gar ausgeplündert und dann seinem Schicksale überlassen. Deswegen verzweifelte er an der göttlichen Gerechtigkeit und verlor das Vertrauen zur Menschheit. Und das war sein grösstes Unglück; denn der Verlust des Reichthums ist leicht zu verschmerzen. Wissen doch die meisten ihn nicht einmal recht zu gebrauchen. Während die einen die erworbenen Schätze ängstlich hüten, ohne sie je zu geniessen, verteilen sie andere an unwürdige Schmeichler. Beide sind lächerliche Thoren: jene Geizhälse erleiden Tantalusqualen, indem sie mit ewig lechzenden Lippen nach Gold schnappen, den Verschwendern dagegen ergeht es wie dem sagenhaften Könige Phineus, dem seine Nahrung stets von den Harpyien geraubt ward. Und genügt nicht oft eine einzige Sekunde, den Reichthum zerrinnen zu lassen, an dessen Gewinnung man das ganze Leben gesetzt hatte? Gott Plutus ist lahm, sobald es gilt, einen Menschen zu beglücken, doch schnell wie ein Vogel, wenn er den kaum Beglückten wieder verlässt. Jener Reichthum aber, der durch Meineid und andere verwerfliche Mittel zusammengescharrt ist, scheint dem Pfühle der Hölle entstiegen zu sein. Denn unbemerkt schleichen sich mit ihm zugleich Hoffart, Weichlichkeit und tausend andere Laster in das menschliche Herz ein. Den Timon selber brachten seine Schätze in das tiefste Elend, und Zeus wird ihm, wie es scheint, keine besondere Gnade erweisen, wenn er ihn wieder zum reichen Manne macht.

Dennoch entsendet der Olympier den Götterboten Hermes, damit er sich in Gemeinschaft mit dem Plutus zu dem schwer Geprüften begeben. Zwar weigert sich der Gott des Reichthums anfangs, noch einmal seinen Weg zu dem Manne zu nehmen, der ihn einst mit kaltem Blute in unzählige Stückchen geteilt und fast mit einer Heugabel zu seinem Hause hinausgejagt hatte. Aber wer vermöchte den Geboten des Zeus sich ernstlich zu widersetzen? So machen sich denn die beiden Götter auf den Weg und erreichen auch bald den Ort, wo Timon mit seinem Grabscheite den harten Felsen bearbeitet. Aber nicht so leicht sollen sie zu ihrem Ziele kommen; denn der Mann dort im elenden Bettlergewande hat trotz aller Not doch seine bisherige Begleiterin, die Göttin der Armut, schätzen gelernt. Fand er doch nur im Verkehr mit ihr Wahrheit und Offenheit und lernte erst durch sie jenen Reichthum kennen, den keine Macht der Erde dem Menschen zu entreissen vermag: *ἠβελτίστη Πενία — — — μετ' ἀληθείας καὶ παρησίας προσομιλοῦσα — — — καὶ δείξασα, ὅστις ἦν ὁ πλοῦτος ὁ ἐμός, ὃν οὔτε κόλαξ θωπεύων οὔτε σνκοφάντης φοβῶν — — ἀφελέσθαι δύναται ἄν.* Deshalb bietet er den beiden einen wenig freundlichen Willkommen und ist nahe daran, ihnen mit dem Grabscheite den Schädel einzuschlagen. Noch zu fest haftet die Erinnerung an alles Böse, was ihm Plutus zugefügt hatte, in seinem Gedächtnisse. Nur dem Willen der Götter gehorchend, entschliesst er sich endlich, der Armut zu entsagen. Kann ihm etwas seinen Entschluss leichter machen,

so ist es die Hoffnung, die treulosen, fuchsschwänzenden Freunde vor Neid bersten zu sehen. So gräbt er denn, von Plutus aufgefordert, bis der goldene Thesaurus aus der Tiefe der Erde an das Tageslicht gebracht wird. Und wie es da unten glänzt und gleisst, da vermag er seines Herzens Gelüste nicht mehr zu bezähmen, und die Geldgier bringt im Augenblicke wenigstens jedes andere Gefühl zum Schweigen. Zuerst fürchtet der Überglückliche, nur ein Traumbild zu schauen, nach dessen Verschwinden vielleicht nur Kohlen statt Goldes zurückbleiben möchten. Lauschen wir seinem Selbstgespräche: ἢ που ὄναρ ταῦτά ἐστι; δέδια γοῶν, μὴ ἀνδρακας εὔρω ἀνεγρόμενος· ἀλλὰ μὴν χρυσίον ἐστίν, ἐπίσημον, ὑπέρορθρον, βαρὺ καὶ τὴν πρόσοψιν ὑπερήδιστον. So schwankt er noch eine Zeit lang zwischen banger Zweifeln und süssem Gewissheit, bis das Wunder sich als Thatsache herausstellt. Da aber weiss der Erstaunte sich vor Freude kaum noch zu fassen und stimmt, bald feierlich preisend, bald schmeichelnd und lockend, einen Hymnus auf das Gold an:

ὦ χρυσέ, δεξιῶμα κάλλιστον βροτοῖς

(Aus der verloren gegangenen Tragödie „Danaë“ des Euripides.)

und: ἔλθέ, ὦ φίλτατε καὶ ἐρασμιώτατε.

So jubelt er noch weiter und dünkt sich glücklicher als Midas und Crösus zu sein. Aber stärker als seine Liebe zum Golde ist doch der Hass gegen die Menschen, die ihn betrogen und zu Grunde gerichtet haben. Schrecklich ist das Gelöbnis, welches er ablegt und erinnert an jenen grausen Fluch, den auch ein Opfer des Undankes, König Lear in dem Shakspeareschen Drama, auf öder Heide bei rasendem Unwetter ausstösst, als er sich von seinen unnatürlichen, gefühllosen Töchtern verstossen sieht:

„Blast, Wind', und sprengt die Backen! Wütet! Blast!
Ihr Katarakt und Wolkenbrüche, speit,
Bis ihr die Türm' ersäuft, die Hühn' ertränkt!
Ihr schweflichten, gedankenschnellen Blitze,
Vortrab dem Donnerkeil, der Eichen spaltet,
Versengt mein weisses Haupt! Du Donner schmetternd,
Schlag' flach das mächt'ge Rund der Welt; zerbrich
Die Formen der Natur, vernicht' auf eins
Den Schöpfungskeim des undankbaren Menschen.“

In einem einsamen Turme auf der Landspitze Attikas will Timon hausen und keinen anderen Freund haben als sich selbst. Ja, er will stolz darauf sein, den Namen *Μισάνθρωπος* zu führen. Unmenschlichkeit soll der hervorstechende Zug seines Charakters und Mitleid ein unsühnbares Verbrechen sein. Mit Pech und Öl will er die Flammen zu rasender Glut anfachen, damit sie ihr Opfer desto sicherer erfassen, und wenn der reissende Strom den Unglücklichen, der hilflos die Hände zu ihm emporstreckt, zu verschlingen droht, will er den Ärmsten mit dem Kopfe in die Tiefe hinabstossen, damit kein Entrinnen möglich sei.

Doch wir sollen jene Nichtswürdigen näher kennen lernen, die ihren edlen Freund und Beschützer bis auf das Ziegenfell und das Grabscheit ausgeplündert und ihn zu solchem unversöhnlichen Menschenhase gebracht haben. Sie alle kommen in atemloser Eile herbeigelaufen, da sie von der Wiederkehr seines Glückes Wind bekommen haben. Allen voran Gnathonides, der einst bei den Gastmählern Timons geschwelgt, zum Danke dafür aber seinem Wohlthäter einen Strick zum Aufhängen geschickt hatte, als dieser ihn in seiner Not um ein kleines Darlehn ansprach. Jetzt naht er sich mit den süssesten Schmeichelworten und bietet seinem „lieben Zechbrüderchen“ einen ausgesucht höflichen Willkommen: χαῖρε Τιμῶν εὐμορφότατε καὶ ἤδιστε καὶ συμποικιώτατε. Ist es wohl zu hart, wenn Timon, dem argen Heuchler gleichfalls mit Superlativen erwidern, ihn den gefräßigsten aller Geier und den abgefäimtesten aller Schurken (γυπῶν ἀπάντων βορώτατε καὶ ἀνθρώπων ἐπιτριπτότατε) nennt und ihn unter den Schlägen seines Grabscheites eine klägliche Elegie singen lehrt? Den Flihenden löst aber alsbald ein noch schamloserer

Schmarotzer ab. Trotzdem Philiades, dies ist sein Name, einst die grössten Wohlthaten von Timon empfangen hatte, wollte er doch den hochherzigen Geber nicht mehr kennen, als dieser, durch Krankheit und Elend gebrochen, sich hilflos an ihn wandte, und jagte den Unglücklichen sogar mit Schimpf und Schande davon. Jetzt möchte der Gefühllose in Demut und Ergebenheit zerfliessen und versichert dreist, dass er dem armen, notleidenden Freunde gerade ein Talent habe bringen wollen, aber ganz zufällig unterwegs von dem ungeahnten Glücke desselben gehört habe. Ja, er warnt ihn sogar vor den undankbaren Schelmen, zu denen er selber doch in erster Linie gehört. Aber es ergeht ihm nicht besser als dem Gnathonides, und er muss froh sein, mit dem Leben davonzukommen. Als dritter aus der sauberen Zunft naht sich der Redner Demeas. Er ist sehr beffissen, seine Undankbarkeit gegen Timon durch ein prahlerisches und lügenhaftes Ehrendekret für den schwer Gekränkten vergessen zu machen. Aber seine schlaunen Rednerkünste verfehlen ihre Wirkung; auch er muss schleunigst das Weite suchen. Und noch immer lässt sich der übrige gierig heranstürmende Haufe nicht belehren. Am eiligsten scheint es der Philosoph Thrasyllus zu haben, einst der grösste Schlemmer an der Tafel Timons und ein Meister in der Verstellungskunst. Er erteilt dem bisher völlig vergessenen Gastfreunde den scheinbar recht edlen und uneigennütigen Rat, das verderbliche Gold in das Meer zu werfen, doch, fügt er wohlweislich hinzu, nicht allzuweit von dem Ufer, wenn niemand anders als er selber zugegen sei. Sollte aber Timon das Geld lieber an die Armen verschenken wollen, so scheine es recht und billig, dass ein Philosoph zwei- oder dreimal so viel erhalte als jeder andere. Doch auch ihn trifft der verdiente Lohn für seine ruchlose Falschheit und Tücke. Als immer neue Scharen durch den Ruf von Timons Reichtum angelockt worden, da weiss sich der Bedrängte ihrer nicht anders zu erwehren, als dass er sie allesammt von einer Felsenspitze herab mit einem Hagel von Steinen empfängt. So erst verschafft er sich Ruhe vor der Zudringlichkeit und Habgier der falschen, gleissnerischen Freunde.

Wir spüren in der That etwas von Shakespearescher Kraft in diesen lebensvollen Gemälden menschlicher Verirrung, und wie weit auch der britische Dichter an genialer Gestaltungskraft und hinreissender Gewalt der Sprache Lucian überragt, es bleibt das Verdienst unseres Schriftstellers, dass er mit seltenem Geschicke aus einer äusserst lückenhaften Überlieferung die Gedanken schöpfte, welche auch dem „Timon von Athen“ zu Grunde liegen. Schon bei ihm vernehmen wir die ergreifenden Klagen, wie sie einem edlen, grausam enttäuschten und jammerdurchwühlten Menschenherzen entströmen, jenen bitter satirischen Ton, der in Shakespeares Drama so mächtig fortklingt. Unverkennbar hat hier gerechter Zorn über die Sittenverderbnis seiner Zeit dem Autor die Hand geführt.

V.

*εἰ γοῦν ἦδεις τὰς φρονιάδας ἀντῶν, ἃς ἔχουσιν, ἐγέλας ἂν ἐπὶ σεαντῷ πρώτον
οἰηθέντι ὑπερευδαίμονα εἶναι τὸν πλοῦτον.* Lucians „Hahn“.

Öfter schon hatte Lucian in den vorhergehenden Abschnitten die Sucht der Menschen nach Geld zum Gegenstande seiner Satire gemacht. Aber immer neue und interessante Seiten weiss er diesem Thema abzugewinnen und ist unerschöpflich in der Erfindung wirksamer Mittel zur Heilung der verderblichen Krankheit. Diesmal scheint es auf eine Radikalkur abgesehen zu sein. Denn nichts Geringeres beabsichtigt unser Autor in seinem Dialoge „der Hahn“, als uns die Reichen in ihrem stillen Gemache beschleichen zu lassen, wenn sie, sich ohne Zeugen wählend, die geheimen Sorgen ihrer Seele nicht mehr verbergen. Wer in solchen Stunden einen Einblick gewonnen hat in die Qualen ihres geängstigten Herzens, wird auch der sich noch von dem äusseren Scheine bethören lassen, oder kleinlaut wie der Schuster Micyllus, von dem in den folgenden Zeilen die Rede ist, mit zwei Obolen glücklich und zufrieden sein?

Vielleicht senkte sich auch auf deine Augenlider, jugendlicher Leser, schon einmal ein schöner Traum, der dich auf kurze, selige Stunden eines Glückes theilhaftig werden liess, dem du in wachem Zustande vergeblich nachjagtest. Arg enttäuscht erwachtest du dann am folgenden Morgen; denn dein erträumtes Glück, war, ach, in nichts zerronnen. Ganz ebenso erging es dem armen, rechtschaffenen Schuster Micyllus. Ein seltsamer Zufall brachte es mit sich, dass er einst von dem reichen Eucrates zu einem üppigen Gastmahle eingeladen ward. Welchen Überfluss an Speisen gab es da, wie strahlte alles von Gold und Silber und wie berauschte die heitere Musik die Sinne! War es wohl zu verwundern, dass durch dies alles die Phantasie des schlichten Mannes aufs höchste erregt ward? Kaum war er daher in der Erinnerung an das genossene Glück entschlummert, siehe, da erschien ihm *ἀμβροσίην διὰ νύκτα θεῖός τις ὄνειρος ἐπισιάς*, ein Traum, der, freilich auf kurze Zeit nur, den armen Schuster zum Glücklichensten aller Sterblichen machte. Eucrates hatte ihn zum Erben seines bedeutenden Vermögens eingesetzt. So brauchte er nicht mehr seinen Nachbar und Berufsgenossen, den noch vor kurzem bettelarmen Simonides beneiden, dass er durch eine unverhoffte Erbschaft zum steinreichen Manne geworden war und im Überflusse schwelgte. Wie dieser mass jetzt auch Micyllus das Gold und Silber mit Scheffeln, lebte in einem prachtvoll ausgestatteten Hause und fuhr, von allen angestaunt, auf einem kostbaren mit schneeweissen Schimmeln bespannten Wagen einher. Ein grosses Gastmahl sollte den Freunden Gelegenheit geben, sich von seinem Reichtume zu überzeugen. Schon waren die leckeren Speisen aufgetragen, die goldenen Becher mit köstlichem Weine gefüllt und Micyllus wollte gerade ein Wohl auf die Gesundheit der Anwesenden ausbringen, da — lässt scharf und durchdringend der Hahn sein kikeriki! ertönen und reisst den lachenden Erben aus seinen süssen Träumen jäh empor. Bittere Enttäuschung und Ärger über des früh wachen Hofmusikanten vorlautes Trompetengeschmettere folgen auf die Freuden des soeben genossenen Gastmahles. Doch horch! Ist's noch Traum oder Wirklichkeit, was jetzt sein Ohr vernimmt? Der Hahn fängt an wie weiland die Rosse des Achilles laut und vernehmlich zu sprechen, entschuldigt sich wegen der Störung, die sein Morgengesang verursacht hatte, und entpuppt sich schliesslich als der nach langer Seelenwanderung so seltsam verwandelte Philosoph Pythagoras. Welch' eine sonderbare Idee, diese Zusammenstellung eines philosophischen Hahnes mit dem Schuster Micyllus! Und doch würden wir gar sehr fehlgehen, wollten wir darin nichts weiter sehen als ein müssiges Spiel der Phantasie. Vielmehr handelt es sich um die Lösung wichtiger Fragen von allgemeinstem Interesse, wie sich deren eine gleich anfangs uns aufdrängt. Der arme Handwerker, den die verderbliche Geldgier so grausam aus seinem stillen, zufriedenen Dasein herausgerissen hat, wird er je wieder von seiner Leidenschaft genesen? Einem trefflichen Arzte freilich hat sich der Schwerkranke anvertraut. Denn falls eine Heilung des Übels möglich ist, wird sie gewiss dem edlen, menschenfreundlichen und weisen Pythagoras gelingen. Aber zur Stunde ist Micyllus noch ganz und gar in seinem wonnevollen Traume befangen, der sich ihm durch die goldene Pforte nahte. Wie beglückt es ihn schon, dass er dem teilnahmsvoll lauschenden Hahne von der nur allzusehnell vergangenen Herrlichkeit berichten kann! Aber die Empfindung des höchsten Glückes lässt sich nicht leicht mit Worten beschreiben. So stammelt denn unser biederer Schuster und ringt lange vergeblich nach einem würdigen Ausdrucke seiner Gefühle, bis endlich der Anfang einer schwungvollen Pindarischen Ode, auf die ihn der grundgelehrte Hahn bringt, das ungestillte Sehnen seines Herzens verrät:

*ἄριστον μὲν ὕδωρ ὁ δὲ χρυσὸς αἰθόμενον πῦρ,
αἷε διαπρέπει νυκτὶ μέγανος ἔξοχα πλούτου.*

(Der Anfang des ersten Olympischen Siegesgesanges.)

Der Hahn lächelt bei diesem poetischen Ergüsse. Denn er sieht, dass auch Micyllus sich ebenso schmähdlich betrügt wie der grosse Haufe. Wunderbar freilich erscheint ihm das nicht, da er weiss, dass jener einst eine goldgrabende indianische Ameise war und als Mensch seine frühere Natur nicht völlig verleugnen kann. Deswegen liegt es ihm auch

fern, den vom Golde Bethörten zu verspotten. Vielmehr empfindet er aufrichtiges Mitleid mit dem Ärmsten, der einst so glücklich in seinen bescheidenen Verhältnissen lebte und jetzt Gefahr läuft, sich die Ruhe und den Frieden seiner Seele zu rauben. Mit ergreifenden Worten schildert nun der weise und in allen Lebensarten erfahrene Hahn das beneidenswerte Los des schlichten, einfachen Mannes im Vergleich mit den Leiden der Reichen und Mächtigen. Nicht wie diese braucht der Arme im Falle eines Krieges für seine Landgüter zu fürchten, nicht seine Schätze vor Dieben ängstlich zu hüten und ein Sklave des Mammons zu werden. Die einfache Lebensweise erhält ihm seinen Frohsinn, stählt seinen Körper und bewahrt ihn vor den bösen Folgen der Genussucht. Sicher wie Daedalus fliegt er über das Meer des Lebens mit seinen Gefahren hinüber, während es den Kindern des Glückes gar oft wie dem Icarus ergeht, der mit seinen Flügeln der Sonne zu nahe kam und in die Tiefe hinabstürzte. Von allen Menschen aber die Geplagtesten sind die mächtig gebietenden Könige. Der Hahn selbst war einst Beherrscher eines grossen, gesegneten Reiches, besass eine starke Kriegsmacht, schwelgte im Überflusse und ward wie ein Gott von seinem Volke verehrt. Aber während er im Schmucke des goldenen Diadems durch die unabsehbare Menschenmenge dahinfuhr, litt sein Herz so namenlose Qualen, dass er sich selbst mitleidswert vorkam. Zu keiner Stunde und an keinem Orte lässt einen Herrscher die Angst vor den Nachstellungen trotziger und ehrgeiziger Unterthanen die ersehnte Ruhe finden. Die Sorge um das Wohl des Landes vertreibt den süssen Schlaf von seinen Augenlidern:

*οὐδὲ γὰρ Ἀτρείδην Ἀγαμέμνονα — — —
ὑπνος ἔχε γλυκερὸς πολλὰ φρεσὶν ὀρμαίνοντα.*

(Hom. Jl. X, 3 f.)

Nimmt man dazu die lange Kette aller der kleinen Misere des Lebens, die der Gewaltigen Häupter ebensowenig wie den Geringsten der Sterblichen verschonen, so kann man nicht zweifeln, dass die Krone der Könige oft eine Dornenkrone ist. Micyllus vermag sich der Wahrheit des Gesagten nicht zu verschliessen, aber tiefer Widerwille gegen den Lug und Trug der Welt erfüllt seine Seele. Deswegen unterbricht er mit einem: *ἄπαγε, δεινὰ πάντα φῆς, ὃ ἄλεκτρονών* den Hahn in seiner Rede und will letzten Endes doch lieber über seinen Leisten gebückt fleissig Riemen schneiden als sich von einem freundlich lächelnden Höflinge den Schierlingsbecher kredenzen zu lassen. Aber der kennt nicht das menschliche Herz und seine masslosen Leidenschaften, der da meinte, Micyllus sei nun gründlich von seiner Geldgier geheilt. Wir müssen es ihm wohl glauben, wenn er selbst sagt: *οὐπω δύναμαι ἀπομαθεῖν τὴν ἐπιθυμίαν, ἣν ἐκ παίδων εἶχον, πλούσιος γενέσθαι*. Dazu kommt die Erinnerung an den verführerischen Traum und an den Glückspilz, den Simon; wenn ihm der in den Sinn kommt, möchte er vor Ärger fast ersticken. Aber der Hahn weiss ein treffliches Mittel, ihn doch endlich zur Einsicht zu bringen. „Folge mir,“ sagt er zu dem bang Zweifelnden, „damit du noch in dieser Nacht erfährst, wie es in Wahrheit mit dem Glücke jener reichen Leute steht.“ Und fort geht es zuerst nach dem Hause des reichen Simon. Durch Zauberkraft öffnet sich die Thür zu seinem Schlafgemache. Da sitzt er, ein Bild des Jammers, rechnet sein Hab und Gut ängstlich zusammen und gräbt dann die allerorten sorgsam verborgenen Schätze noch einmal aus, um sich von ihrem Vorhandensein zu überzeugen und sich von neuem an ihrem Anblick zu weiden. Die grundlose Furcht auch vor seinen treuesten Dienern hat ihn fast wahnsinnig gemacht; denn er wähnt sich rings von beutegierigen Feinden umgeben, ergreift seinen Dolch und stösst damit wild in die Luft. Bedauernswerter Simon, der du den unseligen Mammon für den Frieden deiner Seele erkaufst hast! Micyllus selber beneidet dich nicht mehr. *ὦ κακόδαιμον, οἷον βιοῖ τὸν βίον ἐχθροῖς οὕτω πλονιεῖν γένοιο* ruft er, tief erschüttert von dem soeben Erlebten, aus und setzt dann in Begleitung des Hahnes seine nächtliche Wanderung fort. Abscheu und Entsetzen ergreift ihn, als er den Wucherer Gniphon, der vor fieberhafter Geldgier schon zum Gerippe herabgeschwunden ist, mit geisterhaft bleichem Antlitze an den dünnen, krummen Fingern seinen Gewinn berechnen sieht. Schauernd wendet er sich

von diesem Anblick weg, um — nur zu bald wieder in seine frühere Thorheit zu verfallen. Denn kaum schaut er im Hause jenes Eucrates, dessen Erbschaft ihm im Traume zugefallen war, die wohlbekannte Pracht, da regt sich wieder mächtig die alte Leidenschaft, und der schwere Seufzer, welcher sich seiner Brust entringt: *πάντα ταῦτα μικρὸν ἔμπροσθεν ἐμὰ ἴν* lässt uns einen Blick in dieses schwache, ewig begehrlche Menschenherz thun. Aber die cynische Wollust und Sittenlosigkeit, die hier offen ihr Wesen treibt, bringt ihn bald wieder zur Vernunft. Die Versicherung, dass er lieber Hungers sterben als der Erbe solcher Laster werden wolle, zeigen seine gänzliche Sinnesänderung, und wir hegen die Zuversicht, dass der endlich Bekehrte von dem Anerbieten des Hahnes: *τὰ λοιπὰ δὲ εἰσαῦθις ὄψει, ὃ Μικύλε* keinen Gebrauch machen wird.

Ich habe im Vorstehenden versucht, die Schüler mit einigen leichteren Schriften Lucians bekannt zu machen und sie so in seine Gedankenwelt einzuführen. Sollte mir dies geglückt und das Interesse für den Autor geweckt sein, so werde ich mich vielleicht keiner unfruchtbaren Arbeit unterziehen, wenn ich mich in einem zweiten Teile meiner Abhandlung in entsprechender Weise einigen schwierigeren Werken desselben zuwende. Hoffentlich wird es sich dann immer mehr zeigen, dass jener Nachruf, welcher nach Lucians eigenem Urtheile der ehrenvollste für einen jeden Schriftsteller ist, auch ihm gebührt: *ἐκεῖνος μέντοι ἐλεύθερος ἀνὴρ ἦν καὶ παρρησίας μεσιός, οὐδὲν οὔτε κολακευτικὸν οὔτε δουλοπρεπές, ἀλλ' ἀλήθεια ἐπὶ πᾶσιν.* („Wie man Geschichte schreiben soll“ c. 61.)



